

(Nachdruck verboten.)

63]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

22.

Nein, Pelle erzählte Ellen überhaupt nichts mehr. Das war weggefroren. Sie war wie die Wintersonne: die Seite, die von ihr abgewendet war, erhielt keinen Anteil an ihrer Wärme. Pelle hatte hier keine Ansprüche mehr zu stellen, er hatte sich längst damit abgefunden, daß sie das Stärkste in seinem Wesen nicht decken konnte, und sich an den Gedanken gewöhnt, es allein mit sich herumzutragen. Er war dadurch härter geworden, aber auch mehr Mann.

Daheim kränkelte der Junge, er bekam keine hinreichende Pflege, und die Kleine war unruhig, namentlich des Nachts. Das Zammern der Kinder und das Husten machte es ungemütlich. Ellen war stumm; gleich einem schicksalsschwangeren Rätselfing ging sie umher und sorgte für die Kinder. Ihr ausdrucksvoller Blick begegnete niemals dem feinen, aber er fühlte ihn oft auf sich ruhen. Sie war in der letzten Zeit abgemagert, und das Verlieren ihrer Schönheit eine phantastische Glut, einen Zusatz von Gift, meinte er zuweilen. Da waren Zeiten, wo er sein Leben gegeben haben würde für ein aufrichtiges, brennendes Liebeszeichen von dieser Frau.

Er verstand sie immer weniger und war oft von unerklärlicher Angst um sie erfüllt. Sie litt entsetzlich unter dem Zustand der Kinder; und wenn sie sie mit blutendem Herzen beruhigte, konnten ihre Worte einen verhängnisvollen Klang enthalten, der ihn schauern machte. Zuweilen jagte ihn der Gedanke nach Hause, daß sie sich an sich selbst und den Kindern vergriffen habe.

Eines Tages, als er unter diesem Eindruck nach Hause geeilt kam, trat sie ihm lachend entgegen und legte fünfundsiebzig Kronen auf den Tisch vor ihm hin.

„Was ist das?“ fragte Pelle erstaunt.

„Die habe ich in der Lotterie gewonnen,“ sagte sie.

Also deswegen war ihr Benehmen in den letzten Tagen so wunderbar geheimnisvoll gewesen, als wenn da irgend etwas wäre, das er um keinen Preis wissen dürfe. Sie hatte die letzten Schillinge gewagt und war bange gewesen, daß er es entdecken würde.

„Aber wo hast Du das Geld denn her?“ fragte er.

„Das habe ich mir von meiner alten Freundin Anna geliehen, wir spielen zusammen. Nun können wir Doktor und Medizin für die Kinder bekommen, und brauchen es uns an nichts fehlen zu lassen,“ sagte sie.

Das Geld verwandelte sie und führte sie einander wieder warm zu. Ellen wurde zärtlicher gegen ihn denn je zuvor und verhätschelte ihn beständig. Es war etwas Neues über sie gekommen, eine Art Berkürzung machte sich in ihrem Wesen geltend und machte sie im Verkehr sanft und liebevoll und band Pelle mit Sehnsuchtsbanden an das Heim. Jetzt eilte er wieder nach Hause. Er nahm ihr Wesen als Abbitte für ihr strenges Urteil hin; sie war auch dort verändert und hing an sich für seine Arbeit, für die Sache zu interessieren und forderte ihn durch mancherlei Hindertungen auf, fortzufahren. Es zeigte sich, daß sie trotz ihrer scheinbaren Kälte gut Schritt gehalten hatte. Ihr Wesen machte eine wunderliche Verwandlung durch. Sie, die harte, sichere Ellen, wurde milde in ihrem Urteil und unsicher. Sie nahm nicht mehr den scharfen Abstand von den Dingen und konnte den Kopf sanftmütig beugen. Sie war nicht mehr selbstgerecht.

Eines Tages gegen Abend sah Pelle dabei vor dem Spiegel und rasierte sich; er hatte seinen schönen großen Schnurrbart ganz abgeschritten und war jetzt im Begriff, die letzten Spuren abzurazieren. Ellen amüsierte sich darüber, wie das sein Gesicht veränderte. „Ja kann Dich ja kaum wiedererkennen,“ sagte sie. Er glaubte, sie würde sich widersetzt haben und seinen Schnurrbart über die Sache stellen; aber sie war sehr liebevoll bei dem Ganzen. Er begriff die Veränderung nicht, die mit ihr vorgegangen war!

Als er fertig war, stand er auf und ging zu Klein-Kasse,

aber der Junge schrie vor Schrecken auf. Dann zog er seine alten Fabrikskleider an, machte Gesicht und Kopf schwarz und ging nach der Maschinenfabrik hinüber. Der Betrieb wurde hier jetzt in vollem Gange erhalten; man arbeitete mit wechselnder Schicht Tag und Nacht, mit Hilfe der internierten Streikbrecher, die der Volkswitz die „Eingespernten“ nannte.

Die Eisenindustriellen hatten ihren Sieg weiter verfolgt und angefangen, noch einen Betrieb wieder in Gang zu setzen. Ging es so weiter, so würde eines Tages die ganze Eisenindustrie ihrem Gang um die Ausgespernten herum nehmen, und sie konnten auf der Straße stehen und zusehen. Aber jetzt sollte eine Schlacht geschlagen werden! Mit Freude und Wärme von daheim her kam Pelle und war zu allem aufgelegt.

Unbemerkte schlüpfte er an dem Streikposten vorüber und gelangte bis an den Torweg. „Sie schlafen, die Teufels!“ dachte er wütend und war nahe daran, das Ganze zu verderben, indem er ihnen einen Rüssel erteilte. Leise klopfte er an und wurde eingelassen. Der Pförtner führte ihn zu dem Werkführer, der glücklicherweise ein Deutscher war.

Pelle wurde in der Gießerei für einen hohen Tagelohn angenommen; außerdem erhielt er das Versprechen, daß er ein Trinkgeld von fünfundsiebzig Kronen erhalten sollte, wenn er eine gewisse Zeit dagewesen war. „Das ist das Judasgeld,“ sagte der Werkführer grinsend. „Und dann werden Sie, sobald die Absperrung vorüber ist, in erster Linie bei der Arbeit berücksichtigt. Sie sind sich wohl klar darüber, daß Sie vorerst hier nicht wieder herauskommen? Wollen Sie etwas an Ihre Frau schicken, so besorgen wir das.“ Und dann wurde Pelle ein Winkel angewiesen, wo ein Strohsack lag, und das war die Wohnung und das Nachtlager.

In der Fabrik ging die Arbeit, so gut es gehen wollte. Die Arbeiter stürzten wie in einem Rappell darüber her und trieben sich dann wieder lungernd herum und standen in Gruppen da und schwatzten und taten, was sie wollten. Die Borarbeiter wagten nicht, etwas zu sagen; machten sie eine friedliche Bemerkung, so wurde ihnen mit Grobheiten geantwortet. Die Arbeiter benutzten ihre Unentbehrlichkeit, sie benahmen sich wie die reinen Tyrannen und pöbten beständig darauf, daß sie ja gern gehen könnten. Mit diesem Wort beherrschten sie die Situation.

Sie erhielten einen hohen Lohn und reichlich Essen und Trinken. Die Arbeitszeit war auch kürzer als sonst. Sie begriffen diesen Umschlag im Dasein nicht recht und gingen umher und spielten die Großen. Aber auf dem Grunde ihrer Gesichter machte sich ein eigenes Lasten bemerkbar, als seien sie einander gegenüber nicht sicher. Die einheimischen Arbeiter, die in der Minderzahl waren, hielten sich für sich, als empfänden sie im Innersten eine Verachtung vor diesen Leuten, die angereist kamen, um in ihrem Glend zu fischen.

Man arbeitete mit drei Schichten, die einander nach je acht Stunden ablösten.

Er dachte Pelle, das ist ja weiß Gott der Achthundtag. Dies ist wohl der Zukunftsstaat! Gerade in dem Augenblick, als er kam, wurde eine Schicht abgelöst; sie fingen sofort an, einen Söllenspektakel zu machen, donnerten auf die Metallgegenstände los und schrien nach Essen und Branntwein. Dann wurde aufgetragen, große Kessel mit Rindfleisch und Kartoffeln. Pelle ward einer Abteilung von zehn Mann zugeteilt.

„Ja, Kamerad!“ sagten sie, „Du bist wohl hungrig? Wie lange bist Du arbeitslos gewesen, ehe Du Dich ergeben hast?“

„Im dritten Monat,“ antwortete Pelle.

„Dann mußt Du aber hungrig sein. Her mit dem Fleisch! Mehr Fleisch her!“ riefen sie dem Küchenburschen zu. „Die Kartoffeln könnt Ihr gern behalten! Kartoffeln haben wir unser Leben lang genug gegessen!“

„Hier ist weiß Gott das Schlaraffenland mit Butter-sauce dazu! Das haben sie ja immer gesagt, daß es so werden würde: guter Lohn und wenig zu tun, eine Masse zu essen und Branntwein! Nun könnt Ihr sehen, daß es gut war, daß wir ausgeharrt haben, als es darauf ankam, nun kommt der Lohn! Prost, Du! Zum Teufel auch, wie heißt Du denn, Du da!“

„Karlsen,“ sagte Pelle.

„Prost, Karlsen!“ Na, und wie sieht's denn da draußen aus? Hast Du nicht meine Frau kürzlich gesehen? Die ist leicht zu kennen, das ist die mit den sieben Kindern und nichts im Leib! Wie geht es denn mit dem Lohnkampf?“

Hinterher setzten sie sich hin und spielten Karten und tranken oder trieben sich herum und fingen Streit an; es sah ein böser Stachel in ihnen, sie gingen umher und hatten ein giftiges Verlangen, einander zu stechen. „Komm und mach ein Spiel mit uns, Kamerad, und trink einen Schnaps!“ sagten sie zu Belle. „Zum Teufel auch, womit soll man hier in dieser Hölle wohl sonst die Zeit totschlagen! Sechzehn Stunden am Tage schlafen, das kann man doch wohl auf die Dauer nicht!“

Es war ein ohrenbetäubender Lärm, wie in einem mächtigen Wirtshaus, Rufen und Schimpfen; jeder gab seinen Beitrag zum Spektakel, als gelte es, irgend etwas zu über-täuben. Sie konnten Getränke in der Fabrik kaufen, und was sie verdienten, verkoffen sie. „Das ist das Gewissen“, dachte Belle, „im Grunde sind sie gute Kameraden.“ Sein kühnes Vorhaben schien gute Aussicht zu haben. Eine Gruppe von Deutschen nahm keinen Anteil an der Orgie, sondern hatte sich eine Sporkolonie an der entlegensten Ecke der großen Halle eingerichtet. Sie waren hier, um Geld zu verdienen. In einer der Gruppen entstand Streit um das Spiel; sie schimpften mit starken Ausdrücken aufeinander, und diese Schimpfwörter kulminierten in dem Ausdruck Streikbrecher. Das machte sie ganz wütend. Es war, als ging ein Geschwür auf; all ihr aufgeregtes Schamgefühl und ihre Bozheit über das schändliche Verhältnis brach los. Sie gebrauchten Messer und Werkzeug gegeneinander. Die Polizei, die Tag und Nacht Wache auf der Fabrik hielt, wurde herangerufen und stiftete Ruhe. Ein verwundeter Schmied wurde auf dem Kontor verbunden, aber es fanden keine Verhaftungen statt. Dann überkam sie eine plötzliche Schloßheit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Sicherheitsapparat.

Von William Hamilton Osborne.

(Schluß.)

Mc Donald schickte um Haggerty und Haggerty kam in glühender Eile. Aber er kühlte sich ab, als er in der Niene des Direktors unbefriedigende Nachrichten las.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Mr. Haggerty,“ erklärte Mc Donald. „Unsere Gesellschaft hat Ihre Erfindung abgelehnt. Sie hat keinen Bedarf dafür — das ist Alles. Ich trage keine Verantwortlichkeit daran, ich sage Ihnen nur, was man mir gesagt hat. Hier ist Ihr Modell und Ihre Papiere, alles in Ordnung, wie Sie es uns übergeben haben. Aber“ — er beugte sich vor und berührte Haggerty's Arm — „das war es nicht, warum ich Sie rufen ließ. Ich möchte Ihnen persönlich einen Vorschlag machen. Ich habe Ihre Arbeit gesehen und halte etwas davon, einerlei, wie die Gesellschaft darüber denkt! Ich biete Ihnen 5000 Dollars für Ihr Patent und glaube, daß das recht annehmbar ist.“

Haggerty schüttelte lebhaft den Kopf.

„Ich verkaufe es nicht,“ sagte er. „Diese Arbeit ist für mich Sundertausende wert und darunter gebe ich sie nicht her.“

Mc Donald sah ihn scharf an.

„Es liegt mir nicht soviel daran,“ meinte er nachlässig. „Ich kann meine Fünfstausend auch anderweitig anlegen. Aber ich interessiere mich im allgemeinen für diese Sicherungsapparate und für Ihren besonders. Sagen Sie mal, Haggerty, welche Summe halten Sie für ausreichend, um Ihr Projekt zu realisieren und auf den Markt zu bringen?“

Haggerty zog ein Papier heraus und überflog die Zahlen.

„Etwa Dreitausend, rechne ich,“ antwortete er.

„Haggerty,“ sagte Mc Donald, „wie wäre es, wenn wir gemeinsame Sache machten? Ich stecke meine fünfstausend Dollars in das Geschäft, stelle Ihnen das übrige anheim und wir teilen den Profit in raisonabler Weise. Was würden Sie dazu sagen?“

Haggerty blickte den Direktor mißtrauisch an.

„Ja, und zur Sicherheit wird mein Patent auf Ihren Namen geschrieben — nicht schlecht!“

„Nein,“ erwiderte Mc Donald, „wir gründen eine Gesellschaft. Ich stecke mein kleines Kapital hinein und Sie Ihr Patent —“

„Ja“, unterbrach ihn Haggerty immer noch mißtrauisch, „und wenn es dahin kommt, so werden Sie sich den Hauptteil sichern und was bleibt dann für mich, eh?“

Der Direktor sprang ärgerlich auf:

„Sie sind ein Narr, Haggerty,“ schrie er, „seit Jahren warten Sie auf eine Chance, wie die heutige und nun, wo sie sich Ihnen

bietet, wollen Sie nicht zugreifen. Lassen Sie sich doch sagen, daß ich absolut nicht den Hauptanteil beanspruche — daß ich gar nicht daran denke. Ich verlange — sagen wir 33 Prozent und und Sie, oder wer immer, mag die andern 67 einstecken. Alles was ich will, ist, einen anständigen Profit aus der Sache herauszuholen und deshalb helfe ich Ihnen auf die Beine, damit wir es zusammen versuchen. Beim heiligen Georg, ich weiß wahrhaftig nicht, warum ich mich gerade auf Ihre Ehrenhaftigkeit verlasse, aber ich will es tun. Ich überlasse meinetwegen Ihnen die ganze Geschäftsführung und verlange weiter nichts, als ein Drittel des Profits, wenn einer da ist — verstanden!“

Haggerty hatte sich ebenfalls erhoben.

„Mr. Mc Donald,“ sagte er gerührt und streckte ihm die Hand entgegen, „ich muß Sie um Entschuldigung bitten. Ich danke Ihnen und gehe auf Ihren Vorschlag ein.“

Die Haggerty-Elevator-Safety-Company wurde gegründet, Haggerty war Präsident und Aufsichtsrat, Mc Donald Sekretär und Kassierer. Sie mieteten eine kleine Fabrik in einer schönen Straße und gingen ans Werk. Haggerty war ein Erfinder und hatte seine eigenen geschäftlichen Ansichten, denen er folgte. Mc Donald fürte ihn darin nicht. Er war Sekretär und Kassierer, sein Geschäft bestand darin, Chefs zu unterzeichnen und den Mund zu halten. Und er verstand sein Geschäft.

Als die Firma ihr Unternehmen eröffnete, waren 5000 Dollar in der Kasse — Mc Donalds fünfstausend. Aber nach sechs Monaten war sie fort und der Sicherheits-Hemmungsapparat war noch immer nicht auf dem Markt. Zudem war eine dringende Schuld zu bezahlen und der Gläubiger bestand auf seine Forderung.

Er verlangte das Geld von Haggerty und Haggerty wies ihn natürlich an den Kassierer. Diesen fand er in seinem Bureau der Empire-Company.

„Ich habe eine Forderung an Sie“, sagte er zu Mc Donald. Mc Donald lächelte und zuckte die Achseln:

„Die Haggerty-Company hat augenblicklich keine Fonds zur Verfügung. Soll ich vielleicht aus meiner eigenen Tasche zahlen? Sie müssen eben warten.“

Der Gläubiger, ein cholertischer Mensch, geriet über den unstatthafter Ton des Kassierers in Wut:

„Ich werde Sie verklagen,“ schrie er, „es muß ein Grundkapital vorhanden sein. Ich werde Sie verklagen und es mit Beschlag belegen lassen.“

Mc Donald lächelte: „Mein lieber Mr. Burns,“ bemerkte er freundlich, „warum halten Sie mich wegen einer solchen Oeringfügigkeit so lange auf? Klagen Sie meinetwegen und je früher, je besser. Guten Tag.“ Er hiel ihm die Hand hin, aber Burns stieß ihn beiseite und stürmte aus dem Zimmer. Mc Donald lachte und sah ihm durchs Fenster nach, wie er über die Straße rannte.

Burns, überzeugt, daß man das Eisen schmieden müsse, solange es heiß ist, klagte noch den gleichen Nachmittag. Die Sache lag klar: Die Forderung war einwandfrei und die Firma hatte keine Fonds, um sie zu bezahlen. Burns bestand auf der Exekution.

Der Sheriff zog Erhebungen ein, fand Haggerty ganz in seiner Würde als Präsident.

„Wenns nichts weiter ist,“ erklärte er, „das läßt sich in ein bis zwei Tagen arrangieren. Mc Donald, der Direktor der Empire-Werke, steht hinter mir und ich will die Sache mit ihm besprechen.“

Das tat Haggerty dann auch, aber der Direktor erklärte, daß er zu seinem Leidwesen nichts mehr tun könne. Er hätte 5000 Dollar in die Sache gesteckt — gute, schwer erworbene Dollar — und wollte sein Geld nicht zum Fenster hinauswerfen. Er erinnerte Haggerty daran, wie großmütig er ihm stets Kontrolle und Verwaltung überlassen habe, nun möge Haggerty selbst sehen, wie er sich helfen könne.

Haggerty versprach, daß er sein möglichstes tun würde, um das Geld zu beschaffen. Aber der Tag der Gerichtsverhandlung kam, ohne daß es ihm gelungen wäre. So nahmen die Dinge ihren Lauf.

Es waren kaum ein halbes Duzend Menschen bei der Versteigerung anwesend. Einer von ihnen war Haggerty. Mc Donald konnte nicht kommen. Er war zu beschäftigt, um warten zu können.

Aber die Fabrikeinrichtung brachte nicht genug, um die ganze Schuldsumme zu decken.

„Und nun, meine Herren,“ kündigte der Beamte an, „gelangt zur Versteigerung das Patent der Vereinigten Staaten von Nordamerika über den Sicherheits-Hemmungsapparat —“

„Halt!“ schrie Haggerty. „Das Patent darf nicht verkauft werden! Es ist mein persönliches Eigentum!“

Der Sheriff blätterte in seinen Papieren:

„Ihr Name ist Haggerty?“ fragte er.

Haggerty bejahte.

„Haben Sie diese Papiere bei der Gründung der Haggerty-Company rechtmäßig unterzeichnet?“ Und er wies Haggerty seine eigene Unterschrift vor.

„Ja“, gab Haggerty zu. „Ja, das tat ich.“

„Und“, fuhr der Sheriff fort, „das Patent war Ihr Anteil an dem Grundkapital der Gesellschaft.“

„Allerdings, das war es“, mußte Haggerty zugeben.

„Dann“, sagte der Sheriff, „Ist es mir leid, Ihnen erklären zu müssen, daß Ihr Patent zur Konkursmasse gehört“.

Die Verfeinerung nahm ihren Fortgang. Haggerty war machtlos an Burns ausgeliefert. Aber noch war dieser nicht im Besitz des Patentes. Ein junger Mann in der Ecke, den bisher niemand beachtet hatte, erhob sich plötzlich und überbot Burns um hundert Dollar, worauf ihm das Patent zugesprochen wurde.

Der Sheriff fragte nach seinem Namen und er gab ihn mit lauter, klarer Stimme an. Er hieß Floyd W. Tompson — ein Name, den Haggerty niemals gehört hatte.

Allerdings hatte der Präsident der Empire-Company einen Privatsekretär, der Floyd W. Tompson hieß. Aber das konnte Haggerty nicht wissen.

Wenige Tage später begann die Empire-Coist und Elevator-Company ohne weiteres Aufheben mit der Fabrikation der Haggerty-Sicherheits-Hemmungsapparate.

Wenige Wochen später ordnete der Stadtrat an, daß an allen Aufzügen der Metropole Haggerty-Sicherheitsapparate angebracht werden müßten, die einzigen Apparate, die — wie ein spezielles Untersuchungskomitee versicherte — sich absolut bewährt hatten.

Wenige Monate später waren alle Gebäude der Stadt dieser Verordnung nachgekommen und die Empire-Company begann allmählich, den Preis der Sicherheitsapparate zu steigern. Sie hatte keine Konkurrenz zu fürchten.

Einige Zeit nachher trat ein schwäbig aussehendes Individuum in das Gebäude der Anglo-Amerikanischen Gesellschaft — einen der höchsten Wollenträger der Stadt — und versuchte den Wollenträger über den neuen Apparat auszufragen.

Aber der Mann wies ihm unfreundlich die Türe, denn er hielt ihn für einen Vagabunden.

Er war auch ein Vagabund und doch ein wenig mehr. Es war B. L. Haggerty, der Erfinder des Sicherheits-Hemmungsapparates. (Deutsch von Grete Wolf.)

Aus den Anfängen der Kunst.

Von Franz Förster.

Die Grundlage aller Kultur wird immer die Beschaffung und Herstellung von materiellen Lebensgütern, von Nahrung, Kleidung, Wohnung, von Waffen und Werkzeugen, also von Dingen sein, die man zur Erhaltung und Verteidigung des eigenen bloßen Lebens notwendig braucht. Ist ein solcher Unterbau — die Wirtschaft — erst einmal vorhanden, so hängt es ganz von ihrer Eigenart, von ihrem Ertrage ab, welche und wieviel andere Kulturerscheinungen sich als Ueberbau darauf aufstürzen können. Neben der sozialen Organisation, der Religion, neben Moral, Recht und Wissenschaft hat sich die Kunst — scheinbar — am weitesten von der Wirtschaft entfernt. Um auf ihre ersten Anfänge zu stoßen, müssen wir weit, sehr weit zurückgreifen.

In ein ungeheures Gewirr von Nebenflüssen und Bächen verliert sich der große Kulturstrom der Kunst in das Dunkel vorgeschichtlicher Vergangenheit. Nachdem wir einige Jahrtausende vor unserer Zeit die letzten geschichtlichen Aufzeichnungen des Menschen längst hinter uns gelassen, die uralten Kulturstätten zwischen dem Euphrat und Tigris lange aus den Augen verloren haben, gelangen wir über die Epochen der Bronze und des Kupfers in die vorgeschichtliche Steinzeit und damit an die Quellen der Kunst.

Wohl begegnen wir der Kunst schon auf einer sehr frühen Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts, sie ist vielleicht älter als die primitivsten religiösen Kulte, die sich höchstwahrscheinlich erst aus ihr selbst entwickelten, auch ist sie nicht so ganz ein Kind des Ueberflusses, wie man vielleicht auf den ersten Blick annimmt, vielmehr eher eine liebevolle Freundin, die die Menschheit auf dem mühsamen Entwicklungsgang aus dem Dunkel eines tierähnlichen Daseins in die lichten Höhen der Kultur begleitete. Aber dennoch bedurfte sie doch schon eines vorbereiteten Kulturbodens, damit gewisse aus dem Tierreich übererbte Triebe — besonders kommt hier der Spieltrieb in Frage — Wurzel schlagen und nun ein völlig andersgeartetes Gebilde entstehen konnte. Die Embryonalzeit der Menschheit, das in die geologische Epoche des Tertiär fallende Zeitalter der Colithen, der noch nicht zugerichteten Steinwerkzeuge, die aber schon Benutzungspuren tragen —, ein vielleicht über eine Million Jahre umfassender Zeitraum — war schon vorüber. Die ältere Steinzeit, die Paläolithik, die Epoche roh bearbeiteter Steinwerkzeuge, die nach den Berechnungen von Mortillet zirka 250 000 Jahre umfaßt, war über die Unterepoche des Chellean (geschlagene Feuersteinbeile), des Acheuléen (vervollkommnete Steinbeile, Klima etwas kälter, der Mensch lebt als Jäger im Freien) und des Mousterien (Höhlenbär) bei dem vierten Abschnitt, dem Solutréen (Wildpferd, Renntier, erste Knochenwerkzeuge) angelangt, als sich die ersten Spuren künstlerischer Skulptur zeigen. In der nun folgenden fünften Epoche, im Magdalénien, erreicht jene eigenartige Kunstetappe eine so hohe Entwicklung, daß die Echtheit jener aufgefundenen Stücke von der Wissenschaft im Anfang sogar bezweifelt wurde. Man hielt es für unmöglich, daß Menschen mit einer so primitiven Kultur, wie wir sie für den Renntierjäger der Eiszeit annehmen müssen, derartige „Kunst-

werke“ habe schaffen können. Vielleicht hätte der unberührte und tatsächlich für die Eiszeit typische Befund der betreffenden Erdschichten uns genügen müssen, die Echtheit der Stücke anzuerkennen. Aber da wurden aus der vergleichenden Völkertunde Stimmen laut, die darauf hinwiesen, daß wir noch heute bei tiefstehenden, jenenannten wilden Völkern merkwürdig ähnliche Erscheinungen antreffen. Besonders wies man auf die Felswandmalereien der Buschmänner Afrikas, eines aussterbenden und degenerierten Volkstammes, die Felswandritzungen einiger Indianerstämme Südamerikas sowie auf die Knochen Schnitzereien der Eskimos hin.

Haben wir nun ein Recht, jene Plastiken des Solutréen für die älteste Form künstlerischer Betätigung zu halten? Es hieße wohl den Begriff „Kunst“ zu eng umgrenzen, wollten wir ihn nur für die Erzeugnisse der Bildnerie (Plastik, Schnitzerei und Malerei) gelten lassen. Sollen uns die ersten Keime der Kunst nicht wieder unter den Händen entgleiten, so müssen wir auch der Leibes- schmu- d, den Tanz, in denen übrigens auch die Wurzel der gesamten redenden und darstellenden Künste stecken, berücksichtigen.

Die ersten Andeutungen, die ältesten Funde künstlerischer Produktion, stellen Gegenstände dar, die dem Körperschmuck dienen, wie durchbohrte Muscheln oder Zähne. Auch in der Gegenwart hat bei primitiven Stämmen der Körperschmuck ja noch eine gewaltige Bedeutung. Er ist hier kein überflüssiger Tand, auch nicht nur aus Schönheitsempfindungen entstanden, sondern ein äußerst wirksames Reiz- und Schreckmittel. Zahlreiche auf Schmuck aufgezogene Zähne wilder Tiere sollen den damit geschmückten Mann als tüchtigen Jäger erkennen lassen; er will damit die Aufmerksamkeit der weiblichen Stammesangehörigen auf sich lenken, ihren Widerstand gegen sein Liebeswerben besiegen. Doch anders wirkt jener Schmuck auf den menschlichen Feind; er soll sehen, daß er es mit einem gefährlichen Gegner zu tun hat. Oft beschmieren jene primitiven Menschen ihren Körper mit farbigen Erden, um dadurch den Gegner zu verwirren, wodurch ihnen dann meist der Sieg gesichert ist. Daß dies nicht etwa nur ein Brauch vieler wilder Stämme der Gegenwart ist, sondern auch schon in der Vorzeit angewandt wurde, darauf läßt ein an der Schuppenquelle (Bayern) gemachter eiszeitlicher Fund fettiger roter Farben mit dazu gehörigem Reibstein schließen. Aus dem Vorhandensein von Körperschmuck können wir auf Spiele, auf Tänze schließen, denn der Schmuck hat die Aufgabe, seinen Träger aus einer Anzahl gleicher herauszuheben.

Nun ist das Spiel nicht etwa nur dem Menschengeschlecht eigen, wir begegnen ihm schon im Tierreich, wo wir es aber in der Regel nur bei den Jungen antreffen; seltener wird es — wie bei manchen Vogelarten während der Paarungszeit — von ausgewachsenen Exemplaren ausgeübt. Die Ursache dieser Erscheinung mag wohl sein: daß zum Spiel freie Zeit gehört. Diese hat im Tierreich nur das Junge, das ja noch von den Eltern ernährt wird. Durch die Beschaffung des Werkzeuges sowie den Zusammenschluß mit seinesgleichen wurde für den Menschen die Nahrungsbeschaffung erleichtert. Dann und wann behielt er freie Zeit. Was Wunder, daß sich nun der Spieltrieb wieder meldete und in den Dienst des Kampfes und der Liebe gestellt, zu einer der unentbehrlichsten Waffen im Kampfe ums Dasein wurde. Das Spiel, der Tanz, erwies sich bald als ein vorzügliches Mittel, gemeinsame Bewegungen auf einen bestimmten Ruf hin auszulösen, wodurch im Ernstfalle ein wirksamer Zusammenschluß aller verfügbaren Kräfte gegen einen sonst übermächtigen Gegner erreicht wurde.

Diese aus einem gewissen Ueberfluß an Kraft und Zeit herausgeborene Spielstätigkeit wurde die Quelle der Kunst. Aber der Ueberfluß, aus dem das Spiel hervorging, mußte erst vorhanden sein, denn nicht die Not, sondern der Ueberfluß macht erfindend. Eine solche zum Spiel notwendige Ruhe war gegeben in der Epoche der Renntierjäger (Magdalénien) von Südfrankreich. Am Rande der gewaltigen Gletscher gelegen, die während der Eiszeit einen sehr großen Teil Europas bedeckte, mit zahlreichen günstig gelegenen Felsenhöhlen ausgestattet, die vielen Menschen einen bequemen Schutz gegen die Anbrüche der Witterung boten, ausgezeichnet durch das häufige Vorkommen des scharfplitternden Feuersteins, waren diese Gebiete in Europa ganz geschaffen, eine Wiege der Kultur zu werden. War der Ertrag der Jagd reichlich ausgefallen, so konnte man vorderhand nichts weiter unternehmen, als den Ueberfluß mit Ruhe zu genießen. Eine gewisse Geschicklichkeit, die sich jene vorzeitlichen Jäger bei der Herstellung ihrer Beile und Messer erworben hatten, sowie das in genügender Menge vorhandene Knochenmaterial, regte zur Verfertigung von allerlei Schnitzereien an. Aus dem Körperschmuck entstand allmählich die Plastik. Darauf deutet der in der Höhle von Aurignac aufgefundenene Zahn eines jungen Höhlenbären hin, der so geformt war, daß er einen Voggelkopf darstellte. Daß er aber ursprünglich ein bloßes Schmuckstück, wie alle die anderen unzähligen durchbohrten Zähne und Muscheln sein sollte, zeigt seine in der Länge erfolgte Durchbohrung. In den Pferdebacken, in den runden Elefantenzähnen beginnt man mit unendlicher Geduld Formen hinein zu schnitzen. Es ist ein bloßes mechanisches Spiel, wie wir es bei Ton formenden Kindern finden, die tätige Hand will Beschäftigung haben. Nachdem die erste Stufe der zufälligen Formen vorüber ist, die übrigens zeitlich sehr lange gedauert haben kann, geht der Mensch dazu über, Formen aus dem Material herauszumodeln, deren Erinnerung in ihm eine Freude hervorruft. Und da der Mann als hauptsächlichster Träger der damaligen Wirtschaft auch als Schöpfer jener Schnitzereien tätig ist, so führt ihm das Wohlgefallen an den

weiblichen Brüsten, Hüften und Schenkeln das kleine Feuersteinmesser. Diese sucht er plastisch nachzubilden, denn das bloße Anzeichen durch Linien ist ihm noch fremd. Die Rundplastik ist die älteste Darstellungsform. Die ältesten Stücke stellen menschliche Körper dar, und zwar meist weibliche. Die finnliche Freude beim Schaffen verrät die starke übertriebene Herausarbeitung des typisch Weiblichen; eine Erscheinung, die wir auch auf den Bushmannzeichnungen wiederfinden. Das mit dem Aussterben des Mammut seltener werdende Elfenbein wird durch die dünne flache Renntierschaukel ersetzt, die nun ein völliges Herausarbeiten der Formen nicht mehr zuläßt; man muß sich mit einer flacheren Darstellung begnügen; ja zuletzt läßt man es beim bloßen Einritzigen, bei der Umritzzeichnung bewenden. Die Unzulänglichkeit des Materials führte hier zu einer höheren geistigeren Darstellungsform. Zufällig fehlt es einmal an einem geeigneten Knochenstück zum Rippen, da fällt das suchende Auge auf ein flaches Felsstück; in Ermangelung eines besseren Materials versucht man es einmal mit dem Stein. Von den herumliegenden Steinplatten kommt man auf die Wände der Felshöhlen. Und wo nur irgend geeignete Flächen vorhanden, werden sie mit Zeichnungen bedeckt.

Manchmal scheint es, als ob man auch hier erst die alte plastisch-reliefartige Darstellungsweise zur Anwendung bringen wollte, so tief sind die Umrisse hineingearbeitet worden. Oder waren es vielleicht andere, die die vorhandene Zeichnung immer wieder nachzogen, nachfühlten, weil ihre Augen in dem „Erfassen“ der typischen Umrisse noch zu ungeübt waren? Wir finden einen ähnlichen Vorgang noch heute bei einigen wilden Stämmen in Südamerika, die Felszeichner sind. Es würde dies auch durchaus zu dem spielerischen Drange stimmen, der nur in der eigenen Tätigkeit Befriedigung findet. Denn bei der bildlichen Schaffung oder Nachschaffung durchströmt die Freude an der angenehmen Form die ausführende Hand. Sie empfindet während des Abtastens mit der griffelbewehrten Hand eine animalische Freude, die in gleichem Grade das Auge noch nicht zu vermitteln vermag. Meistens können wir jenes Nachschaffen auch bei unseren Kindern beobachten, die gar zu gern die Umrisse irgendeiner Abbildung mit dem Stift und dergleichen nachziehen; auch ausgestellte Skulpturen werden gern von Kindern und wenig mit Kunstwerken betrauter Erwachsenen betastet.

Mit der Zeit verschwinden die tiefen Einrisse und mit der Anwendung farbiger Erden beginnt man mehr für das Auge zu schaffen, obgleich es im allgemeinen damit nicht weit her ist. Denn daß jenes vorzeitliche „Kunstschaffen“ mehr ein rhythmisches Spiel der Hände ist, beweist der merkwürdige Umstand, daß wir sowohl beim Menschen der Eiszeit als auch beim Bushmann oft mehrere Zeichnungen durcheinander und aufeinander aufgetragen finden — ein für unser Auge unerträgliches Chaos.

Als geger das Ende der Paläolithik mit dem zurückweichenden Eise sich auch die Renntierherden nach Norden zurückzogen, Mammut und Höhlenbär ausstarben und dadurch der Ertrag der Jagd immer spärlicher würde, entstanden in der menschlichen Wirtschaft neue Produktionsmethoden. Sie tritt in eine neue Entwicklungsphase, auf deren Höhe — im Neolithikum, in der Zeit der geschliffenen Steinwerkzeuge — wir Viehzucht und Ackerbau antreffen. Die eigenartige, hochentwickelte Bildnerie der Magdalenenepoche verfällt rasch. Ein Umwandlungsprozeß bereitet sich vor. Die mit der Ausdehnung der Wirtschaft größeren Umfang annehmende Sprache macht das menschliche Gehirn komplizierteren Gedankenoperationen zugänglich. Es beginnt, Dinge, die seine Sinne ihm zum Bewußtsein bringen, mit seinem Intellekt umzuformen. Eine echte menschliche Kunst nimmt ihren Anfang. Der Intellekt beginnt das Wesentliche vom Nebenwerk zu unterscheiden. Und da jetzt zum ersten Male im menschlichen Dasein die ständig zu verrichtende geregelte Arbeit eintritt und den Menschen in eine feste Ordnung zwingt, da kommt dann und wann in ihm wieder die Sehnsucht nach jenem „Kunstspiel“. Jetzt bemalt er nicht mehr kahle Felsentwände; sein Sinn drängt jetzt danach, seine Hütte, sein Werkzeug zu verzieren, und zwar zum Genuß fürs Auge. Ein aus der Flechttechnik hervorgehender und später in der Töpferei viel angewandter geometrischer (idealistischer) Stil entsteht. Dieser ornamentale Stil reicht bis in die ältere Metallperiode (Kupfer- und ältere Bronzezeit), um sich später mit einem aus dem Süden kommenden Naturformenstil zu einem höheren Gebilde zu vereinigen. Erst als mit der einsetzenden jüngeren Bronze- und Eisenzeit ein schnelleres Entwicklungstempo Platz griff und bei einigen Völkern Industrie und Handel entstand, waren die Bedingungen zu einer höheren Kunstentwicklung gegeben, die dann allmählich in die Zeit der geschriebenen Geschichte hinübergleitet.

Aus den Kriegs- und Liebespielen von ehemals entwickelten sich Veranstaltungen, die zum Ahnen-, zum Götterkultus führten. Auch in der sich hieran anschließenden Darstellungs- und Dichtkunst war es der höchste Genuß, sich hordelnd mit zu beteiligen. Bei den Festspielen gab es ursprünglich kein Publikum; man konnte sich am Schauspiel — meist einer sozialen oder religiösen Handlung — nur erfreuen, wenn man mitwirkte, zum mindesten im Chor. Daher haben die Schauspiele der Alten, sofern es nicht reine Kampfspiele waren, zumeist Chöre.

Mit der immer vielseitiger werdenden menschlichen Kultur verflüchtelt der ganz unwirtschaftliche Vorgang, daß nur beim eigenen Schaffen, Nachschaffen (oder Mitwirken) ein Genuß entsteht.

Man lerne mit der feineren Entwicklung der Sinne auch von anderen Geschaffenes nachzuempfinden. Die einsetzende Arbeitsteilung läßt aus der gelegentlichen spielerischen Ausübung der Kunst handwerksmäßig betriebene Berufe entstehen, die im Anfang vorwiegend der Werkkunst dienen.

Kleines Feuilleton.

Technisches.

Eine Welt ohne Kohlen. Die wissenschaftliche Möglichkeit einer Befreiung der Welt von der Abhängigkeit von der Kohlenförderung ist der Inhalt einer Auffeher erregenden Rede, die der berühmte englische Gelehrte, Sir William Ramsay in diesen Tagen in London bei der Einweihung der Ausstellung für Rauchbelämpfung gehalten hat. Der bekannte Forscher ließ dabei vor den Augen seiner Hörer die Vision einer Welt aufsteigen, die die gewaltigen Kohlenvorräte des Erdinnern in einer ungleich sparsameren und ergiebigeren Weise sich zunutze macht, das Bild einer Welt, in der alle Aufgaben, die bisher der Kohle zufielen, der Elektrizität zugewiesen sind. Noch sei dies ein Zukunftsstraum, aber ein Traum, den zur Wirklichkeit umzuformen in unserer Macht stünde, und der durchaus im Kreise des wissenschaftlich Möglichen liege. Sir William Ramsay's auf den ersten Blick lähn anmutender Vorschlag geht darauf hinaus, der menschlichen Gesellschaft die kostspielige und mühsame Arbeit der Kohlenförderung überhaupt zu ersparen; in den Tiefen der Erde kann die Kohle abgebrannt werden; die rationell in Brand gesetzten unterirdischen Kohlenflöze würden uns unter gewaltigen Kräfteparnissen Gas liefern, das in elektrische Kraft umzuwandeln keine Schwierigkeiten bietet. „Ja, der ideale Stand der Dinge wäre sozusagen die unterirdische Gasbereitung. Während wir jetzt die Kohlen durch ein umständliches Verfahren zur Erdoberfläche emporfördern und dann durch kostspielige Transportmittel, die eine gewaltige Verleuerung mit sich bringen, den Gasfabriken und den industriellen Anlagen zuführen, würden wir künftig diese Kraft- und Kostenbergendung sparen. Es besteht kein Hindernis, durch ein einfaches Bohrverfahren so weit in den Erdboden einzudringen, bis die Kohlenflöze erreicht sind. Und was sollte uns hindern, die Kohlenflöze an Ort und Stelle, wie sie liegen, zu verbrennen? Was soll uns hindern, die natürlichen Umstände und die Natur selbst der Gasgewinnung dienstbar zu machen? Durch ein Rohr würden wir den verglühenden Kohlenflöze gewaltige Gas mengen entziehen, die Gasmaschinen würden unmittelbar an der oberirdischen Mündung dieses Rohres ihren Platz finden, an Ort und Stelle würde man die gewonnene Kraft zu Elektrizität umformen und die Fortleitung des erzeugten Stromes auf große Entfernungen bietet kein Hindernis.“

In einem Interwiew nach seinem Vortrage hat der große Gelehrte seine kühne Vision ausführlicher erläutert und einige Einzelheiten angegeben. „Ein Rohr von 6 Zoll Durchmesser würde vorausichtlich genügen; bei den Bohrungsversuchen ist die Art der getroffenen Schichten ohne weiteres zu ermitteln. Wir würden keine Schächte mehr bauen, keine Stollen, keine Tunnel, wir würden es nicht mehr nötig haben, eine Menge kostspieliger Arbeitskraft für die Befestigung von Schutt zu verwenden. Die Bohrung selbst würde nur einen Kostenaufwand von 20—100 000 M. hervorrufen. In dem Rohre könnten zwei kleinere Rohre untergebracht werden, die ineinander angeordnet würden. Das kleinere dabei würde dazu dienen, Wasser emporzupumpen, das andere, um Luft, Dampf und, wenn nötig, kleinere Wassermengen zur Verbrennung der Kohle hinabzuführen — in all dem liegen keine Schwierigkeiten und auch nichts Neues. Die Kohlenflöze in der Erdtiefe wären leicht zu entzünden, man läßt einen elektrischen Draht hinab, der nach erfolgter Entzündung wieder entfernt wird. Die an der Mündung des Bohrrohres aufgestellten Gasmaschinen aber würden uns in den Stand setzen, 30 Proz. des Heizwertes der Kohle in Kraft umzuwandeln; das heißt mit anderen Worten: man würde diese rationelle Herstellung eine so große Verbilligung, daß sie auch für Zwecke verwendet werden kann, für die sie bisher vielfach zu teuer war. Die Weiterleitung des Stromes durch Hochdruckabel bietet keine Schwierigkeit; in Kalifornien sendet man elektrische Kraft bereits auf Entfernungen von 320—350 Kilometer; es gibt keinen Grund, den Strom nicht auch viele tausende von Kilometern weit zu versenden. Auf diese Weise könnten alle jene gewaltigen Kohlenmengen, die in ihrer Qualität zum Abbau zu schlecht sind, nützlich und verwertet und an Ort und Stelle abgebrannt werden. Man wird vielleicht einwenden, daß der durch die unterirdischen Feuer ausgeschöpfte Erdboden einsinke. Gewiß tut er das, genau so wie in den Salzdistrikten, wo das niemanden besorgt macht, weil diese Veränderung sich ganz allmählich vollzieht. Die bereits bestehenden Kohlenminen würde man als Reserven offen lassen. Nur die Seeschifffahrt könnte bei der Fernleitung der gewonnenen Elektrizität nichts gewinnen; sie allein bliebe nach wie vor auf Kohle oder einen anderen Brennstoff angewiesen. Gewaltig aber wäre die Ersparnis von Arbeitskräften, da eine Gasmaschine zu ihrer Beaufsichtigung nur einen Mann gebraucht.“